



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Fitte, Siegfried: Zitas Urgroßmutter : eine geschichtliche Erinnerung.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

nur einen Staatsanwalt, der unserem I. Staatsanwalt entsprach. Alle anderen hießen Staatsanwalts-Substituten. Der Strafanstaltsdirektor ist zum Oberstrafanstaltsdirektor, der Handelsrichter zum „Handelsgerichtsrat“ ernannt worden. Wie mir verschiedene Handelsrichter gesagt haben, empfinden sie diese vermeintliche Auszeichnung als eine Geschmacklosigkeit, und der eine fügte witzig hinzu, es fehlte nur noch, daß der Scharfrichter zum „Scharfgerichtsrat“ ernannt würde.

Den Anwälten wird bekanntlich nicht mehr der schöne Titel „Justizrat“ verliehen, dafür bekommen gewisse mittlere und obere Beamte in den Justizministerien diesen Titel. Auch dies ist in Ansehung der Ersteren ein Mißgriff, denn bei aller Anerkennung für die Tätigkeit dieser Beamten haben sie doch nun einmal nicht Jus studiert und würden deshalb wohl manchen anderen Titel mit mehr Recht führen als den eines Justizrates.

Der Titel der Vortragenden Räte in den Ministerien ist in „Ministerialräte“ geändert worden. Auch dies ist zu bedauern, denn gerade jener Titel war durchaus zutreffend, es sind eben Räte, die ihrem Minister Vortrag zu halten haben und deren Tätigkeit im wesentlichen darin besteht. Die Aenderung ist auch noch inkonsequent durchgeführt; denn der „Vortragende Legationsrat“ ist beibehalten worden.

Es mag an dieser Blütenlese neuer Titulaturen genügen. Die alten Titel waren gewiß auch nicht alle schön, z. B. war der „Wirkliche Geheime Ober . . .“ eine greuliche Wortbildung. Aber die — leider anonym gebliebenen — Verfasser der neuen Titel wollten doch etwas Besseres schaffen. Statt dessen haben sie Titel in die Welt gesetzt, die sich ebensosehr durch einen Mangel an historischem Sinn, wie an gutem Geschmack, wie an Sprachgefühl auszeichnen. Der Zweck aber, der mit diesen Titelverschiebungen erreicht werden sollte, wird doch nicht erreicht. Es ist ein fundamentaler Irrtum, zu glauben, daß man durch Titel eine Stellung heben könne. Die Titel passen sich ihren Trägern an, und haben diese in der sozialen oder gesellschaftlichen oder Beamtenwertung eine niedrigere Stellung, als sie bisher mit diesem Titel verknüpft war, so ziehen sie den Titel herab, nicht daß der Titel sie hebt.

Zitas Urgroßmutter.

Eine geschichtliche Erinnerung von Dr. Siegfried Fitte.

Als Feinzeit durch die Blätter die Nachricht ging, daß Königin Zita sich zu einem neuen ungarischen Abenteuer rüste; ja, daß sie an eine Wiederholung jenes rührenden Schauspiels denke, durch das einst die junge Maria Theresia die Herzen der ritterlichen Magyaren entflammte, da mochte man sich dessen erinnern, daß tatsächlich das Blut der letzten Habsburgerin auch in ihren Adern rollt. Die Zeit zu solchen Abenteuern ist nun vielleicht vorüber, — gleichwohl aber mag die folgende geschichtliche Erinnerung nicht unwillkommen sein.

Eine Tochter der Kaiserin, die Königin Maria Caroline von Neapel, hatte eine gleichnamige Enkelin, die den Herzog von Berry heiratete, und deren Tochter wieder wurde die Gemahlin des Herzogs von Parma. So ist

Zita, die bekanntlich der kinderreichen Familie der Parmas angehört, gewissermaßen erblich belastet. Auch ihre Urgroßmutter, die Herzogin von Berry, hat einst durch einen verwegenen Versuch, ihrem Enkel eine verlorene Krone zurückzugewinnen, viel von sich reden gemacht, bis ein völlig unerwartetes Ereignis ihrer politischen Laufbahn für immer ein Ende bereitete. Da der Mannesstamm der älteren bourbonischen Linie zu erlöschen drohte, setzten die französischen Legitimisten alle ihre Hoffnungen auf die Ehe des zweiten Sohnes Karl X. mit der damals achtzehnjährigen neapolitanischen Prinzessin. Nicht schön, mit unregelmäßigen Zügen — selbst die unangenehme habsburgische Erbschaft, die dicke Unterlippe, fehlte nicht, — aber frisch und natürlich, freundlich und gutmütig in ihrem Wesen, gewann Maria Karoline rasch die Herzen. Nur der heißersehnte Thronerbe blieb aus, und im Februar 1820 wurde der Herzog von Berry beim Verlassen des Opernhauses vor den Augen seiner Gemahlin von einem republikanischen Fanatiker ermordet. Der Schmerz der Royalisten verwandelte sich bald in erwartungsvolle Spannung, als die Schwangerschaft der jungen Witwe bekannt wurde. Acht Monate später gebar die „Jungfrau Maria“, wie überschwengliche Anhänger sie nannten, das „Kind der Wunder“. Aber auch dies Wunder konnte den verlorenen Thron nicht retten, nach der Julirevolution mußte die königliche Familie nach England in die Verbannung gehen. Karolinens unruhiger Geist ertrug es in dem unwirklichen Strandschloß Holgrood nicht lange. Im Juni 1831 reiste sie nach Italien. Aber nicht bloß, um sich zu zerstreuen. Da Karl X. ein lebensmüder Greis, sein ältester Sohn, der Herzog von Angoulême, ebenfalls wenig entschlossen war, glaubte sie als Mutter des kleinen Heinrichs V., zu dessen Gunsten ja Großvater und Oheim auf die Krone verzichtet hatten, berufen zu sein, das Lilienbanner von neuem in Frankreich zu erheben. Sie hielt die Regierung Louis Philippe, die damals noch mit manchen inneren Unruhen zu kämpfen hatte, für schwächer, als sie in Wirklichkeit war, rechnete auch auf den Beistand auswärtiger Mächte. Doch das Pariser Kabinett war auf seiner Hut und bewirkte durch erste Vorstellungen, daß die italienischen Höfe der unternehmungslustigen Fürstin den Aufenthalt in ihren Staaten entweder ganz verboten oder nur vorübergehend gestatteten. Einen eifrigen Beschützer fand sie nur an dem Herzog Franz IV. von Modena, dem einzigen, der das Julikönigtum noch immer nicht anerkannt hatte. Gern stellte er der bewunderten Frau sein Palais in Massa zur Verfügung; diese zwischen Spezia und Livorno unfern der Küste gelegene Stadt schien sich trefflich zum Ausgangspunkt der Verschwörung zu eignen. Wie Napoleon von Elba übers Meer gefahren war, um seinen Thron wieder zu errichten, so wollte auch Karoline an der Südküste Frankreichs landen. Vor ihrer Abreise hatte Karl X. sie zur Regentin ernannt; exprobrte Vorkämpfer des Legitimismus fanden sich bei ihr in Massa ein.

In der letzten Aprilwoche des Jahres 1832 war sie bereit. Auf einem sardinischen Dampfer schiffte sie sich in verschwiegener Nacht an der Küste von Massa ein, und ebenso heimlich erfolgte ein paar Tage später — und nicht ohne Gefahr, da die See sehr stürmisch war — auf vorausbestellter Barke ihre Landung in der Nähe von Marseille. Ueber rauhe Klippen, auf Schmugglerpfaden erreichte die mutige Frau mit ihren wenigen Begleitern endlich eine Hütte, wo sie den Rest der Nacht und den nächsten Tag zubrachte. Doch Marseille holte sie nicht im Triumph als Siegerin und Regentin heim, die aufrührerische Bewegung wurde noch im Keime erstickt. Man riet ihr, Frankreich rasch

wieder zu verlassen; nach einigem Zögern aber gab sie die Losung: Auf nach der Vendée. Dort war noch die alte Königstreue zu Hause, nicht zum zweiten Male sollten die wackeren Leute, die einst Karl X., damals noch Graf von Artois, im Stiche gelassen und der Rache der Jakobiner preisgegeben hatte, betrogen werden. „Diese Frau“, sagte einer ihrer Bewunderer, „hat Kopf und Herz von zwanzig Königen.“ Aber mit diesem natürlichen Mut war Leichtsinns und Mangel an Ueberlegung, eine fast spielertische Freude an der Gefahr verbunden. Wie belustigte es sie, die Behörden, die inzwischen längst von ihrer Anwesenheit erfahren hatten, hinters Licht zu führen und unter mannigfachen Abenteuer quer durch den Süden und Südwesten Frankreichs an ihr Ziel zu gelangen. Doch auch hier wieder eine große Enttäuschung. Alles war schlecht vorbereitet, die Führer selbst haderten miteinander. Trotz aller Warnungen blieb der „kleine Hieron“ — so nannte sie sich, seit sie die Tracht eines Bauernjungen der Vendée angenommen und ihr blondes Haar unter einer schwarzen Perrücke verborgen hatte — hartnäckig bei seinem Plane. Es gab hier und da blutige, doch erfolglose Kämpfe, und dann begann wieder die Flucht durch Wälder und Sümpfe, von einem Versteck zum anderen, unter Gefahren und Entbehrungen, die ihr aber niemals die gute Laune verdarben. Als Bäuerin verkleidet, einen Korb mit Buttern und Eiern am Arm, kam sie schließlich mit dem treuen Fräulein von Versabiec zu Fuß in Nantes und fand bei zwei eifrigen Royalistinnen Unterkunft. Entmutigt war sie noch nicht, sie unterhielt andauernd geheime Verbindungen mit ihren Anhängern und verhandelte vor allem auch mit dem Ausland, dessen Eingreifen eine neue innere Bewegung unterstützen sollte. Doch Europa hatte andere Sorgen und Frankreich blieb ruhig. Vier Monate wartete sie in Nantes auf eine Aenderung der Dinge. Bis es zu spät war, bis sich endlich ein Verräter fand. Ihrem „französischen Herzen“ bereitete es eine Genugthuung, daß der „Glende“ wenigstens kein Franzose war. Es war Simon Deutz, der Sohn eines aus Köln stammenden Rabbiners, der in Rom zum Christentum übergetreten und von der Herzogin mit diplomatischen Aufträgen nach Vissabon und Madrid geschickt worden war. Schon seit langem stand er in Verhandlungen mit dem Pariser Ministerium, und als Karoline ihn unvorsichtigerweise in ihrem Versteck in Nantes empfangen hatte, zeigte er der Polizei den Weg. Es gelang der Herzogin noch rechtzeitig mit dreien ihrer Getreuesten in einen kleinen verborgenen Raum zu flüchten, dessen Eingang durch eine Kaminplatte verdeckt war. In fürchterlicher Enge harrten sie hier sechzehn Stunden aus. Als die in dem anstoßenden Zimmer Wache haltenden Gendarmen den Ofen heizten, fingen ihre Kleider an mehreren Stellen Feuer. Man löschte es mit den allernatürlichsten Mitteln: „jede Zeremonie war verboten, à la guerre comme à la guerre“, erzählte Karoline später mit der ihr eigentümlichen Unbefangenheit. Zuletzt wurden Hitze und Qualm aber doch so unerträglich, daß die völlig Erschöpften sich ergeben mußten.

Was aber sollte mit der Gefangenen, die man von der Loiremündung zu Schiff nach der Festung Blaye gebracht hatte, geschehen? Das Einfachste wäre gewesen, sie ohne weiteres über die Grenze abzuschicken, wie es vier Jahre darauf nach dem Straßburger Putsch mit dem Bonapartistischen Präzidenten geschah. Zu einem solchen Eingriff in die richterliche Gewalt fühlte sich die Regierung Louis Philipps damals noch nicht stark genug. Die Opposition forderte dringend, daß die Anstifterin des Bürgerkrieges vor die ordentlichen Gerichte gestellt würde. Davor aber schrakten die Minister zurück. Eine Freisprechung,

die nicht unmöglich war, mußte ihrem Ansehen schaden, und der Prozeß selbst konnte nicht bloß die Leidenschaften im Innern des Landes von neuem reizen, sondern auch, da die in Nantes gefundenen Papiere Karolinen Beziehungen zu einigen fremden Höfen klar erwiesen, auch zu peinlichen außenpolitischen Verwicklungen führen. Da schien es, als ob die Herzogin selbst das ihr so verhasste Zulikönigtum aus aller Verlegenheit befreien sollte. Drei Monate nach ihrer Verhaftung, im Januar 1833, verbreitete sich immer bestimmter das Gerücht, daß sie guter Hoffnung sei. Die Minister atmeten auf. Die Vorkämpferin von Thron und Altar, die zärtliche Mutter, die um der Krone ihres Sohnes willen, aller weiblichen Schwäche getroßt, ja ihr Leben aufs Spiel gesetzt hatte, als Heldin eines leichtsinnigen Abenteuers — welsch ein vernichtender Schlag für die Sache der Legitimisten. Die wollten natürlich nicht daran glauben und sprachen von niederträchtiger Verleumdung. In der Presse erhob sich ein wilder Federkampf, einige heißblütige Journalisten gingen sogar mit dem Degen aufeinander los. Daher kam für die Regierung alles darauf an, um widerlegliche Beweise herbeizuschaffen. Man schickte Aerzte nach Blaye, doch Karoline widersetzte sich jeder genaueren Untersuchung. Erst nach einem weiteren Monat, am 22. Februar, gab sie dem Festungskommandanten, dem General Bugéard, die schriftliche Erklärung ab, daß sie es sich selbst wie ihren Kindern schuldig zu sein glaube, einzugestehen, daß sie sich während ihres Aufenthaltes in Italien heimlich verheiratet habe. Diese Erklärung wurde sofort im Moniteur abgedruckt. Da aber ein Teil der Legitimisten sich noch immer nicht belehren ließ und immer neue Anklagen und Verdächtigungen vorbrachte, verlangten die Minister von der Herzogin geradezu eine amtliche Bestätigung ihrer Schwangerschaft und boten ihr um diesen Preis sofort die Freiheit an. Denn wenn man sie ohne eine solche Bedingung aus der Haft entließ, konnte sie nach heimlicher Entbindung leicht nachher alles wieder ablenken, als makellose Heldin wieder an die Spitze ihrer Partei treten und Frankreich in neue Kämpfe stürzen. Aber auch Karoline traute den Ministern nicht, fürchtete, daß eine zweite öffentliche Demütigung ihr doch nicht die ersehnte Freiheit bringen würde. So blieb sie in Blaye. In der Nacht vom 9./10. Mai kam das Kind, ein kleines Mädchen, zur Welt. Etwas frühzeitig; Kanonen hatten auf der Festung gelöst werden müssen, um die notwendigen Zeugen aus der Stadt herbeizuholen. Denn die Ehre der so vielfach angegriffenen Regierung, der Wunsch, die böswilligen oder ungläubigen Legitimisten zu überführen, erforderte die größten Vorsichtsmaßregeln. Nach der Geburt des Kindes forderten die Zeugen auch den Namen des Vaters, den die Herzogin bisher verschwiegen, nur zwei Tage vorher in einem Briefe dem treuen Chateaubriand mitgeteilt hatte. Es war der Graf Hector Luchesi-Palli, ein Jugendbekannter, wenn auch keine Jugendliebe; denn er war, als Karoline die Heimat verließ, noch ein Junge von zehn Jahren gewesen. — Es gab damals Leute genug, die an diese geheime Heirat nicht glauben wollten; auch ihr Schwiegervater beruhigte sich erst, als er das Trauzeugnis erhielt. Es ist ausgestellt in Rom am 14. Dezember 1821. Daß sie das Geheimnis ihrer zweiten Ehe bis zum letzten Augenblick wahrte und selbst ihre vertrautesten Freunde nicht einweihete, läßt sich verstehen. Die Legitimisten hätten der Regentin und Mutter Heinrichs V. ein solches Herabsteigen von ihrer fürstlichen Höhe und gerade in dem Augenblick, wo sie sich zu dem heiligen Kampfe für die bourbonischen Lilien rüstete, gewiß übel vermerkt. Wenn das Werk gelungen war und ihr Sohn, für großjährig erklärt, den Thron bestiegen hatte, konnte sie sich ohne Bedenken ihres Glückes freuen. Das Kind war ein unerwünschter

Zwischenfall. Die Vaterschaft des Grafen Seltor wurde damals und wird noch heute stark bezweifelt. Aus einem neuerdings gefundenen Briefe geht mit einiger Sicherheit hervor, daß er sie in Nantes in ihrem Zufluchtsort aufgesucht hat. Als Gesandter des Königs von Neapel im Haag vermittelte er ihren Verkehr mit den Oranieren, auf deren Beistand sie große Hoffnung gesetzt hatte. Ob er gerade in den entscheidenden Tagen in Nantes war, läßt sich nicht nachweisen. Als die Herzogin nach ihrer Wiederherstellung zu Schiff von Blaye nach Palermo gebracht, von ihrem Gatten bei der Landung begrüßt wurde, fiel auf, daß dieser sich um das Kind, das er doch noch niemals gesehen hatte, gar nicht bekümmerte. Die Kleine hatte übrigens, wie die Herzogin von Dino etwas boshaft in ihren Memoiren bemerkt, „Verstand genug“, frühzeitig wieder aus dem Leben zu scheiden. Den anderen vier Kindern, die ihm Karoline später schenkte, ist der Graf jedenfalls ein zärtlicher Vater geworden.

Karoline glaubte, wie ihr Brief an Chateaubriand beweist, zunächst noch keineswegs, daß ihre politische Rolle zu Ende sei. Aber Karl X. und mit ihm der größte Teil der Legitimisten konnten das Geschehene nicht vergessen, geüffentlich wurde sie von ihren Kindern ferngehalten, nur in Verben durfte sie sie flüchtig sehen. Der altersmüde König hatte das abenteuerliche Treiben der Schwiegertochter niemals von ganzem Herzen gebilligt, mußte jetzt auch auf Oesterreich, wohin er von Schottland übergesiedelt war, Rücksicht nehmen. Der Wiener Hof wollte seine Ruhe nicht durch Umtriebe der französischen Legitimisten gestört wissen und gestattete auch der Herzogin den Aufenthalt in dem österreichischen Gebiet nur unter der Bedingung, daß sie jede politische Tätigkeit einstelle. So fügte sich Karoline in das Unvermeidliche. Aus der Heldin der Vendée wurde eine sehr glückliche Frau und Mutter; zumal, da sich nach dem Tode Karls X. auch das Verhältnis zu ihren Kindern erster Ehe sehr herzlich gestaltete. Mit ihrem „Pascha“, wie sie ihren Gatten in vertrauten Briefen nannte, lebte sie in bestem Einvernehmen. Vielleicht besaß er die Fähigkeit, diesen gutgearteten, aber etwas unbändigen Geist in richtiger Weise zu lenken. „Man merkt die Eisenhand unter dem Samthandschuh“, sagt die Herzogin von Dino, die das Paar bei einem Besuch in Venedig beobachtete. Von der damals 55jährigen Karoline gibt sie gerade keine sehr anmutende Schilderung: „eine gute Frau im Grunde, aber sehr unbesonnen in ihrer Sprache und grotesk im Aussehen“.

Karoline starb, sechs Jahre nach dem Tode ihres Gemahls, am 16. Juni 1870, in Bruensee in Steiermark. So erlebte sie nicht mehr, daß ihr Sohn, der Graf von Chambord, dem sie einst durch ihren letzten Handsreich eine Krone hatte verschaffen wollen, die ihm angebotene Krone verschmähte, weil er auf das Wahrzeichen des französischen Gottesgnadenkönigtums, das Lilienbanner, nicht verzichten mochte.